

Leipziger Tageblatt

und

Anzeiger.

N^o 133.

Sonntag, den 12. Mai.

1844.

Der Geburtstag

unseres geliebten, trefflichen Königs war im vorigen Jahre das erste der Feste, welche das 400jährige Bestehen der Schützen-Gesellschaft brachte; sein Lebehoch war der erste Gedanke, der erste Jubelschrei, den die fröhlichen Schützen bei ihrer Säcularfeier ausführten, und der Wunsch, diesen doppelten Festtag alljährlich zu wiederholen, wenn es die Ortsverhältnisse wegen der Messe gestatten, ein allgemeiner. Er kehrt jetzt wieder und wird auf eine wahrhaft solenne Weise begangen werden. Das Schützenhaus wird mit zahllosen Frühlingskindern in seiner Fassade geschmückt, das Portal sinnreich decorirt, die großen Jubelfahnen wehen vom Giebel, und ein Lustschießen, wobei die im vorigen Jahre gestifteten Festprämien zu gewinnen sind, wird bereits am 17. Mai gehalten. Den Morgen des 18. begrüßt Kanonendonner, die Reveille tönt durch die Straßen und Mittag findet im großen Saale ein Diner statt, wozu die verehrten Behörden der Regierung und der Stadt, die Universität, das Officier-Corps u. s. w. eingeladen werden. Abends ist im erleuchteten Garten (bei günstiger Witterung) großes Concert, und die ganze Fronte des Hauses wird illuminiert. Am 19. wird ein Thedansont (natürlich ebenfalls im Schützenhause) gehalten.

Eine allgemeine Feier des Geburtstages unseres Königs ist so tausendfach und so oft gewünscht worden, daß gewiß Viele, denen das Sachsenberg auf der rechten Stelle sitzt, sich betheiligen und in den Jubel der Schützenbrüder freudig einstimmen werden.

N. S.

Arndt über die Muttersprache.

In den Jahrhunderten, sagt Arndt, als die deutsche Nationalität, als das Gefühl und Bewußtsein deutscher Ehre und Herrlichkeit immer mehr verschwand und erlosch, ward auch die Sprache krank und bekam durch Mischung und Einströmung der fremdartigsten und einander feindseligsten Stoffe eine Kränke, ja einen Ausatz, an dem sie lange fast unheilbar zu siechen schien, und wenn es einer solchen Sprache geschehen könnte, hätte sterben müssen. Dieses schlimmste Siechthum dauerte wenigstens ein paar volle Jahrhunderte, von den Jahren 1550 bis 1750. Die Sprache schritt in jenen Tagen meistens schwächlich, marklos und geistlos einher, wie das Reich mehr und mehr schwächlich, marklos und geistlos (ich möchte fast sagen ehrlos) geworden war. Zum Glück hatte ein großer Mann, dessen Verdienste um das Geistesleben unserer Sprache und um die Bewahrung des deutschen Gesamtgefühls niemand in wenigen

Worten kräftiger ausgesprochen hat als Jacob Grimm, Doctor Martin Luther hatte der Sprache einen unsterblichen Babelthurm gebaut, der nicht umgestürzt werden konnte, wie jener älteste, eine unvergängliche Warte, an der die Deutschen nach langem Umherirren in fremden Wüsten sich wieder zurecht finden konnten. Welchen Geist, welche Kraft ächterer Deutscheit hat dieser Unsterbliche in seiner Bibelübersetzung für ewige Zeiten niedergelegt! Welch ein Umfang von Leben, Muth und Geist in diesem einen Mann! Martin Luther hat wie kein anderer der deutschen Sprache ihr eigenthümlichstes, nicht nur ihr geistig, sondern auch ihr leiblich eigenthümlichstes Leben mit zartem und großem Sinn abgeföhlt; — er hat ihr Schritt, Gang, Lauf und Flug zugemessen mit der merkwürdigsten und reizendsten Beweglichkeit; er hat die Wendungen, Bindungen, Schlingungen, deren sie fähig ist, und wie weit sie darin gehen und wie viel sie darin wagen darf, erlauscht und verstanden. Was meine ich mit diesen Worten? Meine ich, daß alle, welche klar, kräftig und geistreich deutsch reden und schreiben lernen wollen, Luthersche Nachahmer werden müssen? Nein, so thöricht kann ich nicht meinen. Ich meine nur, Luthers Bibelwerk und alles, was aus dem Herzen und Munde dieses außerordentlichen Mannes ausgeflossen ist, giebt gleichsam eine aufgerichtete Standarte der einfachen, geraden, deutschen Schlichtheit, auf die die geistigen Männer des Volks schauen und so ins Feld rücken sollen. Ich meine, an dem Luther ist Hieb, Schlag, Schwung und Schritt zu erlauschen, wie am glücklichsten und gewandtesten mit Waffen deutscher Sprache zu fechten sei. Jeder Geist und vor allen jeder deutsche Geist hat in der bildbarsten, reichsten, anschmiegendsten Sprache das Recht, und wird sich dieses Recht nehmen, die Sprache nach seiner Weise zu gebrauchen. — Wieland — breite Wässrigkeit, langweilige Geschwähigkeit, Schaustellung von Scheinspielen, worin die französische Scheinlustigkeit fehlt, ja Marklosigkeit und fast Knochenlosigkeit; — Goethe — die Prosa seiner letzten 25 Jahre leidet nicht bloß an einer gewissen Redseligkeit und Zerflossenheit, die sich wohl mit dem hohen Alter einstellen, sondern gar sehr an der Schlotterigkeit und Liederlichkeit des nichtigen und bunten Kauderwälsch der vornehmen Welt. — Und doch haben wir Muster und Meister: Luther, Lessing und Goethe in seinen ersten 30 Jahren. Diese Sprache, diesen Geist, dieses Leben, diese Bilder und Gestalten des Ausdrucks muß, wer klar und kräftig deutsch denken, reden und schreiben lernen will, durch fleißige Lesung und Uebung für Darstellung und Gestaltung sich angeeignet haben. O! welche Legion verkehrter und verstränkter Wendungen und Flechtungen des Periodenbaues, wie viele blinzelnde und schielende Halbheiten in den Beschattungen und Beleuchtungen der Gedanken, die der geraden ehrlichen Art unserer Sprache ewig hätten fremd bleiben sollen, haben wir meistens unwillkürlich und unbewußt aus den fremden Sprachen aufgenommen und bei uns eingebürgert!"

Verantwortl. Redacteur: Dr. Gretschel.